MONACENSIA

DFG

Verbundkatalog Kalliope

In: Neue Zeitung

Wenn Besuch aus Europa kommt.

Mann, Monika

1952-06-25

Nutzungsbedingungen
Bei zahlreichen Dokumenten auf monacensia-digital.de sind die Urheberrechte bereits abgelaufen. Sie sind gemeinfrei und dürfen ohne weitere Rücksprache mit der Monacensia weiterverwendet werden.
Bei den Dokumenten, bei denen noch Urheberrechte bestehen, müssen für eine Weiterverwendung stets die Rechteinhaber*innen angefragt werden sowie eine Publikationsgenehmigung der Monacensia eingeholt werden. Das Zitatrecht bleibt hiervon unberührt.
Zur Erteilung einer Publikationserlaubnis wenden Sie sich bitte an:

Monacensia im Hildebrandhaus
Literaturarchiv
Adresse: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München
E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Terms of use
The copyrights for numerous documents on monacensia-digital.de have already expired. They are in the public domain and may be reused without further consultation with Monacensia. In the case of documents for which copyrights still exist, the copyright holders must always be contacted for further use and publication permission must be obtained from the Monacensia. The right to quote under copyright law remains unaffected by this. To obtain permission for publication, please contact:

Monacensia im Hildebrandhaus:
Literaturarchiv
Address: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München
E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Visual Library

Wenn Besuch aus Europa kommt

Von Monika Mann

Susanne und ich aßen im Madison zu abend. Des Servierens von Kalbsleber mit Spinat und Hühnersalat nahmen sich vier Kellner an — zwei Italiener, ein Ungar und ein Amerikaner. Man scheint sich um die Europäer besonders zu bemühen in Amerika: ich bemerkte, daß an anderen Tischen nur ein Kellner servierte. Während Italiener 1 mit beinah zärtlicher Sorgfalt das Gericht auf den Teller beförderte, sagte er mit einer Art elegant mütterlichem Stolz — La signora parla tutte le lingue: inglese, francese, tedesco, italiano, spagnolo! — wozu Italiener 2 respektvoll nickte und den Salat mit Öl beträufelte, als sei es ein bevorzugtes kleines Rosenbeet. Der Ungar indes, kindlich melancholische Liebenswürdigkeit ausstrahlend, stand müßig da, allerdings irgendwelcher Weisungen von jedermann gewärtig. Der Amerikaner war der Sachlichste und Aktivste: er hätte mit Leichtigkeit die Sache allein gemeistert.

Der Saal war von mildrötlichem Kronleuchterlicht erfüllt, was — neben einigen Martinis — dazu beitrug, unser Gespräch ins Rollen zu bringen. Natürlich kamen wir auf die berühmten „Unterschiede" zwischen Europa und Amerika zu reden — unvermeidlich im Gespräch zwischen Besuchern und Ansässigen. Susanna meinte, Amerika fehle das „Geheimnis". Wenn man in Rom spazieren gehe, könne man sicher sein, etwas zu erleben — gewissermaßen aus dem Nichts heraus. Sie meinte wohl jenen Zusammenhang von Individuum und Umgebung; jene romantische Verbundenheit des eigenen und des allgemeinen Schicksals, aus der Abenteuer, Überraschendes entsteht. Kein Geheimnis — man gehe auf Schienen, und wisse man erst den Anfang, wisse man auch schon das Ende.

Ach, die Besucher! Ihre Eindrücke sind spontan, heftig und recht fragmentarisch, wie denn auch nicht? Doch wie interessant und anregend, die „ansässigen" und „besuchenden" Empfindungen auszutauschen! Ich meinte, dieser Kontingent berge alles, und man könne alles erfahren, wenn man sich hier nur lange und aufmerksam genug aufhalte. Ich versuchte, ein Beispiel zu geben. — Es war ein ganz gewöhnlicher Freitagabend. Freunde hatten mich eingeladen, ich bestieg unlustig den überfüllten Autobus. Am Steuer saß ein Neger, der neben allen anderen Geschäften geduldig warnte — Watch your step! — Müde Menschen saßen da, mir schienen es bedrückte Gesichter. Auf einer Bank saß ein Betrunkener mit einer roten Blume im Knopfloch. Er sprach laut vor sich hin, mit jenem kokett-verschlafenen Exhibitionismus des Betrunkenen. Niemand kümmerte sich um ihn. Auf einmal beugte er sich zu dem Schoß seiner Nachbarin hinunter. Die Nachbarin, eine distinguierte schwarzgekleidete anämische Dame, wußte nicht, wie ihr geschah. Der Betrunkene richtete sich wieder auf und lachte beseligt. Was für Hände! lallte er. Wieder beugte er sich langsam und etwas schielend zu ihr — was für schöne, schöne Hände! Die Fremde mußte nun lächeln. Der Betrunkene fiel in eine Art Ekstase über diese Frauenhände. Die müden Gesichter erhellten sich. Eine Frau lachte laut auf. Man lachte sich gegenseitig zu: die Munterkeit nahm überhand. Nur der Neger lachte nicht. Und Ihre Hände — sagte der Ekstatische zu einer anderen Dame — wie sind Ihre Hände? Diese Dame trug weiße Handschuhe mit hohen Stulpen. Raten Sie! erwiderte sie keck. Er wurde nachdenklich, fast traurig. Er warf beide Arme nach vorne — so sehen Sie meine Hände! Man erkundigte sich teilnahmsvoll, was denn mit seinen Händen los sei. Er drehte sie ekstatisch-verächtlich herum mit gespreizten Fingern — Arbeitshände! Sehen Sie denn nicht? Sie aber haben wundervolle Hände — wandte er sich wieder beglückt seiner Nachbarin zu. Sie sah jetzt auch glücklich aus.

Ich betrat die Party ein bißchen verträumt. Außer den jungen Gastgebern — ein Dichter und eine Tänzerin, umspielt von zwei siamesischen Katzen — war ein bäuerlicher Mann zugegen, den ich nicht kannte. Robust-hemdärmlig, mit weißem Knebelbart brachte er etwas Gesundes in die städtische Wohnung. Er nannte mich beim Vornamen und sagte mir prompt ins Gesicht, daß ich nicht aus dem Leben herausholte, was herauszuholen sei. Da ich wußte, wie recht er hatte, entgegnete ich etwas höhnisch, daß es mit dem Herausholen so seine Bewandtnis habe, daß ich nicht gerne all mein Geld aus der Bank hole — daß ich die Reserven liebe. Und er: Man müsse aber mit dem, was man in der Hand hat, herzhaft umgehen. Ich dachte, daß ich das gelegentlich täte, nur wenn mir jemand gar zu herzhaft begegnete, erschreckte ich, und unter diesem leisen Schrecken spielte ich meine kleinste Karte aus. Er steuerte unbekümmert aufs Ziel: er sprach vom Individualen und dem Ego: das Ego verkünde überall sich selbst und unterliege der Situation; während das Individuale, die wahre Persönlichkeit universell sei und sich jeder Situation einfüge, sie bewältige (Gosse oder Thron). Daß das Individuale erst die Gesetze, die Wahrheit erforsche und aus ihnen seine Schlüsse ziehe; daß das Ego indes Wahrheit und Gesetze ignoriere oder sie mit sich selbst zu ersticken trachte, aus welchem Kampfe es kaum siegreich hervorgehen könne. — Eine siamesische Katze umschmiegte meine Wade. Ein Windstoß fuhr durchs Fenster, es klingelte. Ich wollte sagen — die absolute Wahrheit und die egoistische (oder musische) Wahrheit treffen sich dort, wo das Geheimnis beginnt, wo es nichts zu behaupten gibt. Und hier triumphiere das Ego über dem Individualen, dessen Aufgehen im Absoluten ins Stocken gerät: es rennt sich an der Mauer des Unlösbaren den Kopf ein. Das Ego aber geht mit sich selber ins Geheimnis ein. Meine Rede wurde unterbrochen durch das Eintreten neuer Gäste.

Ein Kubaner mit Schokoladenteint, schönen rollenden Augen und herrlich gebügeltem Anzug betrat das Zimmer, zusammen mit einem phantasievoll und zart aussehenden Mann, der aber offenbar im Zaum einer schwer erarbeiteten Disziplin stand. Der Kubaner beherrschte sogleich die Situation, indem er komfortabel auf der Couch saß und ein strahlendes Lächeln verbreitete: er gewann so die Herzen, oder mindestens zweifelte er selber nicht daran. Ich glaubte, daß er nur leichte Situationen meistere, schweren aber unterliege und also eine jener Egokreaturen sei. Der andere, der Zarte, hatte etwas Schwebendes und Selbstloses; etwas Objektives zugleich Mystisches. Er sprach mit witziger Behutsamkeit von exzentrischen Personen, assoziierte im Gespräch mühelos, schien die Anekdoten aus dem Ärmel zu schütteln — ohne auf irgendwelchen Erfolg bedacht zu sein.

Es gab viel zu trinken, die Atmosphäre wurde zusehends lockerer und wärmer. Die Tänzerin, in ihrem weiten Gewand blumenhaft auf ihrem Sessel thronend, sprach mit Ballerinenernst von den Dingen des Lebens. Der Dichter trat mit Würde dem kindlichen Enthusiasmus des Kubaners entgegen, unter dessen strahlender Maske sich allerlei Wissensdurst barg.

Ich fuhr im Taxi nach Hause. Auf halbem Weg reichte der Chauffeur mir mehrere Schmuckstücke nach hinten ... ein Mädchen konnte die 75 Cents nicht zahlen, so gab sie ihm ihren Schmuck. Er aber wollte keinen Schmuck, dergleichen sei ihm noch nie passiert! Ein goldenes Gliederarmband mit Steinen nebst zugehörigen Ohrringen befanden sich in meinem Schoß. Ich will den Schmuck nicht, aber sie bestand darauf, sagte er gequält. Wollte er ihn mir vermachen? Was er wohl wert sei, fragte er beiläufig. Wahrscheinlich falsches Zeug von „Five and Ten", das Ganze für einen „Quarter", wie? Ich reichte ihm das Geschmeide wieder nach vorne. Ich witterte Geheimnis, eine fremde Geschichte, in die ich nicht verwickelt sein wollte. Ich sah unwillkürlich auf die Nummer des Taxis. Der Chauffeur saß den Rücken straff an den Sitz gelehnt, als erlauerte er eine Antwort von mir. War es nicht möglich, daß er gemordet und geraubt hatte, bereute und nun die Beute los werden wollte? Vielleicht hatte er den Schmuck auf der Fahrt einer einsamen Baronesse entrissen, nachdem er sie knockout gemacht hatte. Es ist unwahrscheinlich. Seine Geschichte mag wahr sein, aber die Geschichte des Mädchens selbst ist sicher eine finstere. Er solle doch das Beste daraus machen: ich schlug vor, es den Kindern zu schenken. Wenn Sie einmal drunten in der Stadt sind, in Chinatown, wo die Kinder wie Würmer im Schmutz nach Schätzen graben, werfen Sie im Vorbeifahren das blitzende Zeug aus dem Fenster, die werden sich freuen! Er lachte. Und sah sich nach mir um: ich fing seinen biederen Blick und wußte, daß er es tun würde.

Wir waren die letzten Gäste. Die pittoresken Kellner hatten Feierabend gemacht, nur der Amerikaner saß in einer Ecke des Saales und dinierte. Ich erzähle dir das, um dir die Buntheit der Menschen und des Geschehens etwas zu demonstrieren. Susanna stieß den silbernen Löffel, mit dem sie gespielt hatte, von sich, und sagte in ihrer gewinnend explosiven Art: So was kann aber auch nur dir passieren! Und in dieser Buntheit, die vielleicht nur aus dem Quantitativen entsteht, wohnt das Geheimnis, das Abenteuer. Es ist nicht immer so gegenwärtig wie in deinem Rom, aber da ist es. Du mußt zugeben, daß ich genug erlebt hatte, für einen ganz gewöhnlichen Freitagabend.

Sie begleitete mich von ihrem Hotel zu meiner Wohnung, und sie war es, die über das im Nachtdunst schwebende Wolkenkratzerbild in jähes Staunen ausbrach. Während sie mit einem breiten glücklichen Lächeln nach oben schaute, kam von hoch droben irgendwoher ein lockendes Pfeifen.

Münchner Stadtbibliothek DFG